

Wagner-Winterhager, Luise

Erziehung durch Alleinerziehende. Der Wandel der Familienstrukturen und seine Folgen für Erziehung und Bildung von Kindern und Jugendlichen als Gegenstand öffentlichen Interesses

Zeitschrift für Pädagogik 34 (1988) 5, S. 641-656



Quellenangabe/ Reference:

Wagner-Winterhager, Luise: Erziehung durch Alleinerziehende. Der Wandel der Familienstrukturen und seine Folgen für Erziehung und Bildung von Kindern und Jugendlichen als Gegenstand öffentlichen Interesses - In: Zeitschrift für Pädagogik 34 (1988) 5, S. 641-656 - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-144927 - DOI: 10.25656/01:14492

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-144927>

<https://doi.org/10.25656/01:14492>

in Kooperation mit / in cooperation with:

BELTZ JUVENTA

<http://www.juventa.de>

Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen. Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Digitalisiert

Zeitschrift für Pädagogik

Jahrgang 34 – Heft 5 – September 1988

I. Thema: Erziehung und Bildung als öffentliche Aufgabe

Öffentliche Vorträge zum Thema des 11. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft

JÜRGEN OELKERS Öffentlichkeit und Bildung: Ein künftiges Mißverhältnis? 579

VOLKER KRUMM Wie offen ist die öffentliche Schule? Über die Zusammenarbeit der Lehrer mit den Eltern 601

RUDOLF TIPPELT Kinder und Jugendliche im Spannungsfeld zwischen der Familie und anderen Sozialisationsinstanzen 621

LUISE WAGNER-
WINTERHAGER Erziehung durch Alleinerziehende. Der Wandel der Familienstrukturen und seine Folgen für die Erziehung und Bildung 641

LUDWIG KÖTTER Empirische Erkenntnis und bildungspolitische Entscheidung 657

II. Diskussion

UDO KUCKARTZ/
DIETER LENZEN Die Situation des wissenschaftlichen Nachwuchses im Fach Erziehungswissenschaft (II) 673

III. Literaturbericht

ULRICH SCHIEFELE Motivationale Bedingungen des Textverstehens 687

VI. Rezensionen

MARTHA
FRIEDENTHAL-HAASE

ENNO SCHMITZ/HANS TIETGENS (Hrsg.): Erwachsenenbildung. (Enzyklopädie Erziehungswissenschaft, Band 11) 709

KARLHEINZ FINGERLE

HELGA THOMAS/GERT ELSTERMANN (Hrsg.): Bildung und Beruf. Soziale und ökonomische Aspekte 716

KARLHEINZ FINGERLE

RUDOLF LASSAHN/BIRGIT OFFENBACH (Hrsg.): Arbeits-, Berufs- und Wirtschaftspädagogik im Übergang 716

MARTINA LIEBE

BERND DEWE/WILFRIED FERCHHOFF/
FRIEDHELM PETERS/GERD STÜWE: Professionalisierung – Kritik – Deutung. Soziale Dienste zwischen Verwissenschaftlichung und Wohlfahrtskrise 720

MARTINA LIEBE

THOMAS OLK: Abschied vom Experten. Sozialarbeit auf dem Weg zu einer alternativen Professionalität 720

MARTINA LIEBE

BURKHARD MÜLLER: Die Last der großen Hoffnungen. Methodisches Handeln und Selbstkontrolle in sozialen Berufen 720

V. Dokumentation

Pädagogische Neuerscheinungen 727

Contents

I. Topic: Public Response for Education

Public Lectures – 11th Congress of the German Society for Educational Research (Deutsche Gesellschaft für Erziehungswissenschaft)

- JÜRGEN OELKERS Education and the Public Sphere 579
- VOLKER KRUMM How Open is the Public School? On the Cooperation of Teachers and Parents 601
- RUDOLF TIPPELT Tensions Between Different Domains of Socialization 621
- LUISE WAGNER-
WINTERHAGER Single Parenting. Changes in Family Structures and their Impact on Education 641
- LUDWIG KÖTTER Empirical Findings and Educational Policies 657

II. Discussion

- UDO KUCKARTZ/
DIETER LENZEN The Situation of Junior Staff in the Field of Educational Science (II) 673

III. Review Article

- ULRICH SCHIEFELE Motivational Factors of Text Comprehension 687

IV. Book Reviews 709

V. Documentation

- New Books 727

Erziehung durch Alleinerziehende

Der Wandel der Familienstrukturen und seine Folgen für Erziehung und Bildung von Kindern und Jugendlichen als Gegenstand öffentlichen Interesses

Zusammenfassung

Die Autorin geht nach einer Analyse der vorliegenden empirischen Arbeiten zu Lebenslagen Alleinerziehender dem auffälligen Widerspruch zwischen einem hohen Streß- und Belastungsgrad auf der einen Seite und einem hohen Zufriedenheitspotential auf der anderen Seite nach. Im Zentrum der Überlegungen stehen das Selbstkonzept und die inneren Kontrollüberzeugungen alleinerziehender Frauen, die 86% der Alleinerziehenden ausmachen. Gefordert werden sozial- und bildungspolitische Maßnahmen zur Entlastung Alleinerziehender, allerdings verbunden mit der dringlichen Aufforderung, den Aufgaben der Erziehung und Bildung von Kindern und Jugendlichen nicht weniger Aufmerksamkeit zu schenken als den jetzt die Diskussion völlig beherrschenden Betreuungsstrategien.

Einleitung

Im Jahre 1971 verkündete DAVID COOPER den „Tod der Familie“, im gleichen Jahr erschien HORST-EBERHARD RICHTERS Buch „Patient Familie“ in einer Auflage von 50000 Stück; viele weitere Anzeichen sprachen zu Beginn der 70er Jahre dafür, daß die Lebensform Familie wenn schon nicht tot, so doch in eine ernsthafte Krise geraten war: Von den einen als Keimzelle des Staates beschworen, von den anderen zum Nährboden von Neurosen und zur Ursache kleinbürgerlich-autoritärer Verkümmern von Sinnlichkeit erklärt, war „Familie“ ins Gerede gekommen. Wer zu Beginn der 70er Jahre dennoch heiratete und Kinder bekam, also eine Familie gründete, und das war weiterhin die Mehrheit, der sann oft auf neue Lebensformen, die eine zu starke Verengung dieser Familie verhindern sollten. Versuche, in generationsübergreifenden Lebens- und Wohnformen die Fixierungen auf die Kleinfamilie zu mildern, wurden als Wohngemeinschaftsexperimente ebenso typisch für die Epoche wie die Kinderläden, in denen die Kinder in einer Kindergesellschaft leben und im Kontakt zu nicht-elterlichen Bezugspersonen ein freieres Verhalten erproben sollten.

Bereits eine halbe Generation später, im Jahre 1986, erklärte HANS-JOACHIM SCHULZE auf einem Symposium der DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR SOZIOLOGIE, es bestehe nun wieder ein Bedarf, die „Vitalität“ der Millionen existierenden Normalfamilien zu betonen, insbesondere deshalb, weil „nirgends eine Alternative zur Familie sichtbar werde“ (H.-J. SCHULZE 1986, S. 2).

Ganz offensichtlich ist Familie als Lebensform und Lebenskonzept inzwischen wieder attraktiv, und zwar auch für diejenigen, die in Familien leben, die man vor noch nicht allzu langer Zeit als „unvollständige Familien“ zu charakteri-

sieren gewohnt war. Oder wie sonst erklärt sich, daß die einschlägigen neueren Arbeiten zum Thema „Alleinerziehende“ bevorzugt auf den Terminus „Ein-Eltern-Familie“ zurückgreifen? Bereits am häufigen Gebrauch dieses Kunstwortes läßt sich wohl ablesen, an welchem Maßstab Alleinerziehende gemessen werden und woran sie sich offensichtlich auch messen lassen wollen: Sie sollen und wollen sein: Familien „wie andere auch“ (SWIENTEK 1984).

Der aus dem „Verband für ledige Mütter“ hervorgegangene Selbsthilfeverband Alleinstehender Väter und Mütter e. V. gibt in unregelmäßigen Abständen eine Broschüre heraus mit dem Titel „So schaffe ich es allein“. Ein Vergleich zwischen drei Broschüren von 1980, 1985 und 1988 ergab für mich bemerkenswerte Hinweise darauf, wie sich das *Selbstkonzept der Alleinerziehenden* (Mütter und Väter) in den letzten acht Jahren gewandelt hat. Hieß es im Vorwort der Ausgabe von 1985 noch unmißverständlich: „Einelternefamilien haben es auch heute noch schwerer als andere Familien“ (So schaffe ich es allein, 1985, S. 7), so lautet die entsprechende Passage im neuen Vorwort von 1988: „Mit Kindern allein leben heißt nicht am Rande der Gesellschaft leben, sondern lediglich in einer Familienform, die sich anders erlebt als die Ehepaarfamilie“ (So schaffe ich es allein, 1988, S. 7). Es ist zwar auch in der Auflage von 1988 noch davon die Rede, daß Alleinerziehende Benachteiligungen ausgesetzt seien, aber dennoch zeigen die beiden Einleitungspassagen eine charakteristische Akzentverschiebung: Das Stigma derer, die „am Rande der Gesellschaft“ leben, wird zurückgewiesen; an die Stelle der komparativen Beschreibung „sie haben es schwerer als andere“ von 1985 tritt jetzt eine Formulierung, die immer noch feststellbare Unterschiede undefiniert zu bloßen Unterschieden des Selbsterlebens.

Dieser Wandel in den Formulierungen des Selbsthilfeverbandes Alleinerziehender läßt darauf schließen, daß ein Wandel vielleicht in den konkreten Lebensbedingungen Alleinerziehender, mit Sicherheit aber in ihrem Selbstkonzept stattgefunden hat. Ein zusätzliches Indiz dafür läßt sich aus dem Vorwort der Broschüre des Verbandes von 1980 gewinnen. Dort ist der Tenor noch deutlich anders als in den Vorworten von 1985 und 1988. In direkter Anredeform heißt die entsprechende Passage: „Erstes Prinzip: Seien Sie sich immer bewußt: Sie sind nichts Schlechteres als Familien mit zwei Eltern ... Sollten Sie etwa falsch beraten werden *oder sich durch Grobheiten verletzt fühlen*, dann nehmen Sie das nicht schweigend hin ...“ (So schaffe ich es allein, 1980, S. 9). In der abstrahierenden Terminologie des symbolischen Interaktionismus gesprochen, gibt das Vorwort von 1980 noch sehr deutliche und sicher auch wirksame Anweisungen zum *Stigmamanagement* (GOFFMANN). Nur acht Jahre später lauten die Formulierungen so, als sei an die Stelle einer einstmals stigmatisierten Lebensform „am Rande der Gesellschaft“ nun ein neuer „Lebensstil“ getreten, zumindest ein neues Lebensgefühl (Selbsterleben), das verspricht, denen, die damit kompetent umzugehen verstünden, neue, positive Möglichkeiten des Lebens zu eröffnen.

1. Alleinerziehende – Familien wie andere auch? Ein familiensoziologischer Rückblick

Die Frage, ob Alleinerziehende „Familien wie andere auch“ seien, hatte schon die deutsche Nachkriegssoziologie beschäftigt, die angesichts der großen Zahl von verwitwet lebenden Frauen mit Kindern Anlaß genug dazu hatte. Die amerikanische Soziologie operierte lange mit dem Begriff des „broken home“, in Deutschland meist übersetzt als „zerrüttete Familien“; sie konstruierte damit einen unhaltbaren Zusammenhang zwischen Unvollständigkeit der Familie und sozialer wie psychischer Verelendung, ja Verwahrlosung. Dieser Begriff traf indessen auf die Frauen der Nachkriegszeit, aber auch auf viele andere Alleinerziehende, die mit ihren Kindern allein lebten, in keiner Hinsicht zu. In der Bundesrepublik entwickelte der Familiensoziologe RENÉ KÖNIG die Begriffe der desintegrierten, der desorganisierten und überorganisierten Familie. Unter *Desintegration der Familie* verstand KÖNIG die im gesellschaftlichen Prozeß der Moderne für alle Familien geltende Reduktion ihrer Funktion auf die familialen Sozialisationsleistungen einer kleinen Intimgruppe, bestehend aus der Gatten-Kinderfamilie in nunmehr nur noch Zwei-Generationenverbänden. Gemäß dieser Begrifflichkeit waren alle, auch die „vollständigen“ Familien, desintegriert, sofern sie dem allgemeinen Trend zur Intimisierung ihrer Sozialbeziehungen folgten. Daneben gab es für KÖNIG die Unterscheidung von desorganisierten und überorganisierten Familien. „Grundtypus der desorganisierten Familie“ war für KÖNIG die „unvollständige Familie“, desorganisiert deshalb, weil in ihr gruppensoziologisch ein wichtiges Mitglied der Gruppe Familie ausgefallen war, sei es durch Tod oder Scheidung oder durch „Desertion“. Zwar konnte – so KÖNIG – die Desorganisation einer unvollständigen Familie nach einer gewissen Zeit der Umorganisation der Gruppe wieder reorganisiert werden, z.B. durch einen „Wandel in der Lebensgestaltung der beteiligten Personen“, doch zunächst war durch den Ausfall eines Familienmitgliedes die „interne Verfassung der Familie“ zumindest vorübergehend desorganisiert. Aber auch diese Familie blieb für KÖNIG eine Familie im Sinne der These von der zur Intimgruppe kontrahierten Zwei-Generationen-Kleinsteinheit mit dem Ziel der Sozialwerdung der nächsten Generation. Nach KÖNIG war also die unvollständige Familie zwar nicht sofort wieder eine Familie „wie andere auch“, aber nach erfolgter Reorganisation dieser Gruppe eben schließlich doch eine Familie wie andere auch; zwar noch stärker verengt auf das enge Feld der Kleinstgruppen hatten für KÖNIG beide Familienformen eines gemeinsam: „ihre fundamentale Gebrechlichkeit“ als Folge ihrer Reduktion auf intimste Nähewünsche in einer Gesellschaft, die sich ansonsten zu immer mehr Funktionalität ausdifferenziert hatte (KÖNIG 1974). Der Begriff der „desorganisierten Familie“ wurde künftig allerdings nicht in seinem ursprünglich organisationssoziologisch-beschreibenden Sinn gebraucht, sondern in der eher pejorativen Absicht, Desorganisation etwa mit „Unordentlichkeit“ gleichzusetzen. Nur so erklärt sich der heute zuweilen heftige Disput um diesen Begriff (z. B. bei GUTSCHMIDT 1986, S. 20ff.).

Es gibt zu denken, daß der von RENÉ KÖNIG eingeführte dritte Begriff der „überorganisierten Familie“ zur Beschreibung moderner Familienformen in

der weiteren familiensoziologischen Literatur – soweit ich sehe – keine große Rolle mehr gespielt hat. Statt darüber zu spekulieren, wie die Nicht-Rezeption dieses soziologischen Begriffs erklärt werden kann, will ich meinen familiensoziologischen Exkurs abschließen mit einer kurzen Skizze dessen, was KÖNIG als „überorganisierte Familien“ bezeichnete. Für den Terminus „Überorganisierte Familie“ sollten wir heute besser den von GASTAGER in die Diskussion gebrachten Begriff der *Fassadenfamilie* (GASTAGER 1973) verwenden.

Nur der überorganisierten Familie schrieb KÖNIG seinerzeit „familienzerstörende Wirkung“ zu. Als überorganisiert bezeichnete er solche Familien, in denen „die Eheleute sich nicht trennen, obwohl die inneren Bedingungen der Ehe nicht mehr erfüllt sind“. Im daraus folgenden Zustand der Überorganisation, der nach KÖNIG zu „erheblichen Schädigungen der Ehepartner wie der Kinder“ führe, werde die „wahre Sachlage (der Familie) krampfhaft verdeckt und verschleiert“, entstehe eine pathogene „Verheimlichungssphäre“, gefolgt von einerseits übermäßigen Bindungen, andererseits feindseligen Distanzierungen zwischen gegeneinander agierenden Eltern. Häufige Ursache der pathogenen, die Familie zerstörenden Überorganisation sei, so KÖNIG, des Vaters Verlust an begründeter Autorität. Dieser führe dann dazu, daß der Ehemann zu „Surrogaten der Autorität“ greife, und dadurch „dem (einzig die Ehe erhaltenden) Prinzip der partnerschaftlichen Gleichberechtigung der Eheleute Gewalt antue“ (KÖNIG 1974, S. 56).

Um deutlich zu machen, welche Stellung KÖNIG als Repräsentant der deutschen Nachkriegsfamiliensoziologie seinerzeit zur unvollständigen Familie bezog, sei im Wortlaut zitiert: „In diesem Falle (der Überorganisation) würde Scheidung keine Desorganisation, sondern den einzig möglichen Weg zur Heilung bedeuten“ (ebd. S. 112). Die Stabilität der Familie – so KÖNIG – sei langfristig nur zu sichern, wenn „die neue Wirklichkeit der Ehe“ anerkannt werde, bestehend aus „der Verbindung zweier selbständiger Personen“ (ebd., S. 111). Dieser kurze Rekurs auf die Familiensoziologie der 50er und 60er Jahre kann – sofern das überhaupt nötig ist – zum Beleg dafür dienen, daß der von den Alleinerziehenden beanspruchte Familienstatus familiensoziologisch nicht bestritten ist.

Ich wende mich nun der Frage zu, unter welchen realen Lebensbedingungen Alleinerziehende gegenwärtig leben und wie sie das von „fundamentaler Gebrechlichkeit“ bedrohte Gefüge der Intimgruppe Kleinstfamilie aufrechterhalten und gestalten. Dabei wird mich insbesondere beschäftigen, wie der eingangs schon angedeutete Unterschied zwischen ökonomisch bedingt schwierigen Lebenslagen einerseits und dem sehr viel positiveren Selbstkonzept bzw. Selbstverständnis Alleinerziehender andererseits zu erklären ist.

2. Lebenslagen von Ein-Eltern-Familien

Nach den Daten des Mikrozensus von 1985 leben 803 000 alleinstehende Mütter und 138 000 alleinstehende Väter mit Kindern unter 18 Jahren in der Bundesrepublik. Bei alleinstehenden Müttern und Vätern ist der Anteil der Geschiedenen am höchsten,

gefolgt von den Verwitweten. Bei den Frauen ist die Zahl der ledigen Mütter leicht höher als die Zahl der verwitweten.

Die Anzahl der Scheidungen ist auf etwa ein Viertel der geschlossenen Ehen angestiegen, am häufigsten erfolgt die Scheidung nach bereits vier Ehejahren. Die Initiative zur Einleitung der Scheidung liegt überwiegend bei den Frauen. Die Anzahl der Kinder pro geschlossener Ehe sinkt: 35% der Familien haben heute zwei Kinder, 32% haben nur ein Kind, nur noch 13% haben drei und mehr Kinder. 1254000 Kinder lebten nach dem Mikrozensus 1985 in den Ein-Eltern-Familien. Nicht erfaßt werden konnte der Anteil derer, die in nichtehelichen Lebensgemeinschaften mit einem Partner oder einer Partnerin leben.

Von 1970 bis 1982 hatte die Zahl der Familien mit in der Familie lebenden Kindern insgesamt um acht Prozent abgenommen, während im gleichen Zeitraum die Zahl der Ein-Eltern-Familien um 24% angestiegen war. Nach den Daten des BUNDESMINISTERIUMS FÜR JUGEND, FAMILIE, FRAUEN UND GESUNDHEIT vom September 1987 wachsen heute 12,8% aller Kinder unter 18 Jahren in der Bundesrepublik in einer Ein-Eltern-Familie auf, überwiegend bei ihren Müttern. Von einer „Randerscheinung“ (SCHULZE 1986) kann angesichts dieser Zahlen nicht mehr die Rede sein (INGRID LANGER 1987, S. 165 ff.; Pressemitteilung des BMJFFG vom September 1987).

Wie leben nun diese Eltern mit ihren Kindern, wie organisieren sie den Alltag, wie gestalten sie ihre Lebenswelt in den Bereichen Wohnen, Haushalten, Pflegen, Erziehen, wie unterhalten sie ihre sozialen Beziehungen (vgl. GÄBE/LÜSCHER 1985)?

Die umfangreichsten Studien dazu wurden von ANNEKE NAPP-PETERS (NAPP-PETERS 1987) und (im Auftrag des BUNDESMINISTERIUMS FÜR JUGEND, FAMILIE, FRAUEN UND GESUNDHEIT) von ERIKA NEUBAUER durchgeführt. Eine kleinere Studie legte GUNHILD GUTSCHMIDT vor (GUTSCHMIDT 1986). Unveröffentlicht lag mir zudem eine Studie vor, die im Auftrag der Parlamentarischen Staatssekretärin für Familie und soziale Verbände vom SOZIALMINISTERIUM DES LANDES SCHLESWIG-HOLSTEIN im November 1986 durchgeführt wurde. NAPP-PETERS stellt ihre Untersuchung unter die Fragestellung: „Ein-Elternteil-Familien, soziale Randgruppe oder neues familiales Selbstverständnis?“ Ihre unter statistisch repräsentativen Bedingungen durchgeführte Untersuchung an 400 Ein-Eltern-Familien mit 698 Kindern in Schleswig-Holstein, Hamburg und Niedersachsen zeigt, daß der Satz „Alleinerziehende haben es schwerer als andere Familien“ für den größten Teil der Befragten noch immer zutrifft. Denn hier muß ein Elternteil alle Funktionen familialer Versorgung und Lebensweltgestaltung zunächst allein übernehmen.

Wie also wohnen Alleinerziehende? Wie organisieren sie Berufstätigkeit und Kinderbetreuung? Wieviel Zeit bleibt ihnen zum gemeinsamen Leben mit den Kindern? Sind sie erhöhten materiellen Belastungen ausgesetzt, die ihre Lage erschweren? Wie steht es um ihre sozialen Kontakte, fühlen sie sich ausgegrenzt, diskriminiert? Welche Vorstellungen von künftiger Partnerschaft, evtl. in einer neuen Ehe oder Lebensgemeinschaft haben sie? Fühlen sie sich mit der Erziehung ihrer Kinder überfordert oder haben sie das Gefühl, es gelinge ihnen, dem Kinde und auch sich selbst gerecht zu werden? Ich referiere dazu vor allem die Befunde von NAPP-PETERS, die von den übrigen vorliegenden Studien nicht auffällig abweichen.

Zunächst fällt auf, daß die Situation alleinerziehender Väter im Durchschnitt besser ist als die der alleinerziehenden Mütter. Die Väter haben überwiegend ein höheres Einkommen, eine bessere Ausbildung, sie leben häufiger in Eigentumswohnungen oder eigenen Häusern, sie können sich auch mehr Entlastung verschaffen durch Hausangestellte und Betreuungspersonen für die Kinder. Dagegen steht allerdings eine kleine Gruppe von Vätern, die in Armut und absoluter Isolierung lebt, die erwerbslos, oft dazu noch krank auf Rentenzahlungen oder die Sozialhilfe angewiesen sind (NAPP-PETERS 1987, S. 119). Die überwiegende Mehrheit von 84% der alleinerziehenden Mütter arbeitet hingegen in ungelerten oder angelernten Positionen als Arbeiterinnen und einfache Angestellte, oft, obwohl die recht gute Schulbildung diesen Frauen bessere Arbeitsplätze sichern könnte. Bei den Vätern ist der Anteil der Facharbeiter, der Angestellten in leitenden Positionen und der Selbständigen sehr viel höher als bei den Frauen (vielleicht auch deshalb, weil ihnen nur unter guten Ausgangsbedingungen das Sorgerecht für die Kinder überhaupt zugesprochen wird). Insgesamt läßt sich für viele Alleinerziehende mit Ausnahme der Verwitweten folgendes feststellen: Wo sie sich dafür entscheiden, Erwerbsarbeit und Kinderversorgung allein zu bewältigen und miteinander zu verbinden, sind sie zwar materiell abgesichert, aber in ihrem Tagesablauf überaus eingengt; besonders wo sie zugunsten der Kinderbetreuung auf Erwerbsarbeit teilweise oder ganz verzichten, sind sie materiell überaus eingengt und leiden außerdem unter sozialer Isolierung und Einsamkeit. Das gilt auch für einen Teil der Väter.

Das größte Problem für die erwerbstätigen Alleinerziehenden – darin stimmen die genannten Studien überein – ist die Versorgung und Betreuung der Kinder während der Zeit der Erwerbsarbeit von bis zu neun oder zehn Stunden am Tag einschließlich Fahrzeiten. In der Studie von NAPP-PETERS hatten 35% der Befragten niemanden, der für sie einspringen konnte, wenn sie selbst oder ein Kind krank wurden. Die tariflich dafür vorgesehenen Betreuungstage bei Krankheit von Kindern reichten oft nicht aus, und Familienpfleger oder Familienpflegerinnen, die in solchen Fällen die Mütter entlasten könnten, sind bei uns noch immer weitgehend unbekannt (ebd., S. 104f.; S. 109).

Ganz besonders im Argen liegt die Versorgung und Betreuung der *Schulkinder* im normalen Alltag und vor allem in den Schulferien. Dafür müssen besonders alleinerziehende Frauen bezahlte Hilfen in Anspruch nehmen, die ihr Budget unverhältnismäßig hoch belasten. In 61 von 400 von NAPP-PETERS untersuchten Ein-Eltern-Familien ist das Kind, oder sind die Kinder zwischen zwei und fünf Stunden allein zu Hause. Unbeaufsichtigte Kinder bilden bei NAPP-PETERS unter den Schulkindern die größte Gruppe ihres Samples (ebd., S. 78f.). Alarmierend scheint mir, daß fast 40% der Eltern in NAPP-PETERS' Studie angeben, ihr Kind habe keine oder nur wenig Freunde (ebd., S. 81). Ein Viertel der Kinder konnte pro Tag nur ein bis zwei Stunden mit Vater oder Mutter verbringen und war ansonsten durchweg mit anderen Betreuungspersonen zusammen, in Kinderhorten oder entsprechenden Institutionen, oder es blieb ganz allein zu Hause (ebd.). Nach dieser Untersuchung halten sich 60% der Kinder am Nachmittag in der Wohnung auf. Mehr als ein Viertel hat keinen geeigneten Spielplatz, kein Kinder- oder Jugendhaus, keine Sportanlage in der Nähe, die am Nachmittag genutzt werden könnte. Nach vorhandenen öffentlichen Bibliotheken wurde nicht einmal gefragt. *Ganztagschulen*, die hier für Kinder und Eltern erhebliche Entlastung

bringen könnten, fehlen in der Bundesrepublik fast überall. So überrascht es nicht, daß nahezu alle Kinder, die am Nachmittag allein zu Hause bleiben, so viel Fernsehen dürfen, wie sie wollen und auch in der Auswahl des Programms von niemandem beraten oder behindert werden (ebd.). Der überwiegenden Mehrheit der Mütter in NAPP-PETERS' Studie steht als einzig *zuverlässiges soziales Stützsystem* nur die eigene erweiterte Familie zur Verfügung (ebd., S. 104f.). Obwohl damit häufig eine „Readoption der Tochter“ durch die Eltern verbunden ist, schätzen viele Mütter den Rückhalt, den sie bei ihren Müttern und Geschwistern finden können, sehr hoch ein. Nachbarliche Unterstützungssysteme sind zwar auch vorhanden, werden aber ambivalenter beurteilt, zu leicht wandelt sich hier Unterstützung um in eine subtile oder offene Form der sozialen Kontrolle. Wo die Alleinerziehenden in Großstädte gezogen sind, z. B. weil sie auf dem Land oder in kleinen Gemeinden diskriminierenden Erfahrungen ausweichen wollten, leben sie häufig isoliert in Stadtrandsiedlungen.

Für viele alleinerziehende Frauen und ihre Kinder gilt offenbar vor allem, was BECK als ein Kennzeichen der modernen „Risikogesellschaft“ ausmacht: Das aus Klassenbindungen und traditionellen Familienbindungen freigesetzte Subjekt muß sich selbst zur „*lebensweltlichen Reproduktionseinheit des Sozialen*“ werden. Dieser Freisetzungsprozess führt zu einer spezifisch neuen Paradoxie: Die Betroffenen gelangen zu einem höheren Grad an individueller Freiheit und Autonomie der Lebensgestaltung, sie werden aber gleichzeitig sehr viel abhängiger von nicht-personal beeinflussbaren Großinstitutionen und gesellschaftlichen Steuerungssystemen (U. BECK 1986, S. 119). Freisetzung als Individualisierungsprozeß bedeutet hier also zunächst ein Mehr an Standardisierung des Tagesablaufs, der durch die Zeitstandards der Erwerbsarbeit ebenso vorbestimmt wird wie durch die Zeitrhythmen der sozialen Betreuungseinrichtungen für die Kinder oder durch Zeitrhythmen der Schule.

Auch durch Verkehrsplanung, durch kommunale Strukturplanung, wird der freie Gestaltungsraum des Individuums in einem hohen Maße vorbestimmt. Insofern ist BECK zuzustimmen, wenn er davon ausgeht, daß der fortschreitende Prozeß der Individualisierung als *Freisetzungsprozess von traditionellen Lebenswelten* zunächst zu einer eigenartigen *Standardisierung von Lebenslagen* geführt hat (ebd.). Diese paradoxen Folgewirkungen des Individualisierungsprozesses lassen sich an den Lebenslagen alleinerziehender Frauen besonders genau ablesen. Ebenso läßt sich an ihnen aber auch erkennen, was BECK als eine weitere Folge der radikalen Freisetzung des Individuums für möglich hält: das Entstehen „*neuer sozialer Suchbewegungen*“. Denn es sind neben den sogenannten „Singles“ vor allem die Alleinerziehenden, die den gegenwärtigen „*Umbruch sozial-moralischer Milieus*“ (ebd.) als Freisetzung von traditionellen Lebensstilen und Rollenspektren sowohl aktiv vorantreiben wie auch seine Folgen am eigenen Leibe am stärksten erleiden. Ihnen eröffnet sich mit der Enttraditionalisierung der Lebenswelt zwar ein „*Möglichkeitsraum*“ zu Neuformulierungen von Rollenspektren und Lebenskonzepten, zugleich aber tragen gerade sie auch die hohen Kosten des Freisetzungsprozesses. Insofern sind die Alleinerziehenden, die in ihrer Herkunftsfamilie noch eine wirksame Entlastung und Stützung erfahren, in einer fast untypischen Situation: Sie profitieren von weiterhin traditionellen Lebenswelten und können auf dieser Basis gleichzeitig teilhaben an Individualisierungsprozessen. Die größere Zahl der Frauen unter den Alleinerziehenden lebt aber in einer Situation, in der sie

zwar befreit sind von der Vorherrschaft des Mannes, aber auch „befreit“ sind von traditionellem Konzepten der Versorgung und Lebenssicherung. Ihr Leben spielt sich häufig ab unter den Bedingungen neuer sozialer Ungleichheit.

Die Befunde von NAPP-PETERS (bestätigt von ERIKA NEUBAUER) belegen diesen Sachverhalt mit bestürzender Deutlichkeit: Von den 400 untersuchten Familien ihres Samples leben ein Viertel in Armut mit Einkommen von 800 bis 1600 DM monatlich. Ein Teil der übrigen lebt unter sehr eingeengten materiellen Bedingungen mit Einkommen zwischen 1600 und 2000 DM, von dem z. T. zwei Kinder mitversorgt werden (NAPP-PETERS 1987, S. 67 ff.; entsprechend auch ERIKA NEUBAUER lt. Pressemitteilung des BMJFFG vom September 1987). Erstaunlich ist aber nun, daß, obwohl viele Mütter angeben, große finanzielle Sorgen zu haben, sie, nach ihren Wünschen gefragt, nicht mit der zu erwartenden Häufigkeit finanzielle Wünsche an erster Stelle äußern. Nur 54 der 400 Befragten wünschten sich Geld, z. B. für ein Haus, dagegen wünschten sich 141 der Frauen und 60 der Männer, zusammen also mehr als die Hälfte der Befragten, ein glückliches Leben mit einem neuen Partner und gute Entwicklungsmöglichkeiten für die Kinder. Dabei denken die meisten offenbar nicht an eine neue Eheschließung (176 der Frauen sagen, die Ehe komme für sie nicht mehr in Frage; NAPP-PETERS 1987, S. 123), sie wünschen sich vielmehr einen intimen Gefährten (ebd., S. 125). Nicht verschwiegen werden soll aber, daß lt. NAPP-PETERS 56 der Frauen angeben, keine Wünsche mehr für die Zukunft zu haben.

Auf den ersten Blick scheinen mit diesen Zahlen die Individualisierungsthesen von BECK widerlegbar. Denn wo am Horizont der Wünsche der Wunsch nach einem glücklichen (Familien-)Leben mit einem Partner und mit Kindern sich abzeichnet, da scheinen Enttraditionalisierungsprozesse Gegenbewegungen hervorgerufen zu haben, die nicht zu unterschätzen sind. BECK erklärt dieses Phänomen – wie mir scheint – plausibel als Folge der individuellen Vereinsamung der Individuen im Prozeß der Enttraditionalisierung der Lebenswelt. „Einerseits werden Männer und Frauen in der Suche nach einem ‚eigenen Leben‘ aus den traditionellen Formen und Rollenzuweisungen freigesetzt. Auf der anderen Seite werden die Menschen in den ausgedünnten Sozialbeziehungen in die Zweisamkeit, in die Suche nach dem Partnerglück hineingetrieben. Das Bedürfnis nach geteilter Innerlichkeit, wie es im Ideal der Ehe und Zweisamkeit ausgesprochen wird, ... wächst mit den Verlusten, die die Individualisierung als Kehrseite ihrer Möglichkeiten beschert“ (BECK 1986, S. 175).

3. Selbsterleben und Selbstkonzept Alleinerziehender

Wie sehen Alleinerziehende sich selbst angesichts der Tatsache, daß sie in ihrer Person Rollen vereinigen müssen, die bislang noch gesellschaftlich konzipiert sind als geschlechtsspezifisch auf zwei Gatten verteilte Rollen? Zu dieser Frage liefert die Untersuchung von GUNDHILD GUTSCHMIDT (1986) ebenso Material wie die empirische Studie des schleswig-holsteinischen Sozialministeriums von 1986. Da die Schleswig-Holstein-Studie auf einer breiteren Datenbasis beruht als die nur 37 Frauen umfassende Studie von GUTSCHMIDT, werde ich mich hierzu vor allem auf die Schleswig-Holstein-Studien stützen. Dort geben (bei

von NAPP-PETERS nicht grob abweichenden Befunden zur sozioökonomischen Situation) fast drei Viertel der Befragten an, sie hätten aus der Situation als Alleinerziehende für sich selbst durchaus Vorteile gezogen, weil sie sich jetzt „freier entfalten“ könnten und sich weniger durch Streit und kontrollierende Einengung beeinträchtigt fühlten (Schleswig-Holstein-Studie 1986, S. 85).

Auch in dieser Studie bejahen übrigens drei Viertel den Wunsch nach einer neuen Partnerschaft (ebenso GUTSCHMIDT 1986, S. 116) auch im Hinblick auf erweiterte Erfahrungsmöglichkeiten für ihre Kinder. Die Mehrheit der Befragten gibt an, sich nicht stark diskriminiert zu fühlen, allerdings haben sich bei den meisten die sozialen Kontakte nach dem Eintritt der Scheidung oder Trennung stark verändert; alte Freundschaften gingen verloren, neue soziale Beziehungen wurden eher zu Nicht-Ehepaaren und zu Frauen als Freundinnen eingegangen (vgl. auch GUTSCHMIDT 1986, S. 89). Diskriminierungserfahrungen machen – so NAPP-PETERS – Alleinerziehende und ihre Kinder allerdings dann, wenn sie materiell depriviert leben; sie teilen dann offenbar das Schicksal der meisten von Armut betroffenen Menschen in unserer „Wohlstands“gesellschaft. Im übrigen entbehrt nach der Schleswig-Holstein-Studie das Selbsterleben der Alleinerziehenden trotz deutlich benachteiligter sozialer, materieller und bei den Frauen auch beruflicher Situation jeder Dramatik; ihr Unzufriedenheits- bzw. ihr Zufriedenheitsstandard entspricht weitgehend dem der durchschnittlichen Gesamtbevölkerung in der Bundesrepublik, wenn die akute Trennungskrise überstanden ist (Schleswig-Holstein-Studie 1986, S. XII; S. 69). Zwar hat ein Teil von ihnen mit erheblichen Schuldgefühlen gegenüber den Kindern zu kämpfen (Schleswig-Holstein-Studie, S. 94; auch GUTSCHMIDT), auch gibt es vorübergehende Einbrüche des Selbstwertgefühls und im Zusammenhang damit auch erhebliche psychosomatische Beschwerden, doch gilt dies bei den meisten nur für die Dauer von etwa zwei Jahren, während der Zeit der akuten Trennungskrise und der Reorganisation des Alltags unter den neuen Umständen (NAPP-PETERS 1987, S. 102). In dieser Phase des Umbruchs und der Neuorientierung leiden auch die Kinder am stärksten unter „Kummer und Angst“, zeigen Verhaltensauffälligkeiten und Trennungspanik (ebd., S. 87).

Nach einer Phase der Reorganisation der Ein-Eltern-Familie ist dann aber das Selbstwertgefühl eher gesteigert (Schleswig-Holstein-Studie 1986, S. IX; S. 94 ff.). Das erhöhte Selbstbewußtsein speist sich offenbar vor allem aus der Erfahrung der Ein-Eltern-Familien, eine schwierige Situation allein meistern zu können. Dies gilt wieder vor allem für die Frauen. Trotz größerer Belastungen durch Beruf, Hausarbeit und Kinderbetreuung gab mehr als die Hälfte der Frauen an, noch genügend Zeit für sich selbst zu finden; in GUTSCHMIDTS Studie sogar, sie hätten z.T. jetzt nach der Trennung vom Partner mehr Zeit für sich selbst und für gesellige Aktivitäten als zur Zeit ihrer Ehe (GUTSCHMIDT 1986, S. 66; S. 72 ff.). Die beiden Faktoren: „die eigene Persönlichkeit (besser) entfalten zu können“ und „keinen Streit . . . austragen müssen“ sind die herausragenden Positiva in der Bilanz ihrer Lebenslage (Schleswig-Holstein-Studie, S. 86). Besonders zufrieden zeigen sich die jüngeren Frauen, unzufrieden die älteren, wohl deshalb, weil sie ein stärker

familienorientiertes Lebenskonzept bei der Eheschließung hatten (ebd., S. 123f.; ebenso GUTSCHMIDT, 1986).

Alle Untersuchungen zeigen in einem Punkt ein recht übereinstimmendes Bild: Offenbar nehmen alleinerziehende Frauen lieber erhebliche Einbußen in ihrem ökonomischen und sozialen Status hin, als ihren Anspruch auf Autonomie und glückliche Partnerschaft zugunsten einer unglücklichen Ehe oder einer reinen Versorgungsehe aufzugeben. Da die Übernahme beider familialer Rollen – materielle Versorgung der Familie und Aufzucht der Kinder – prinzipiell möglich geworden ist, wählen sie lieber die damit einhergehenden Belastungen als solche seelischen Belastungen, die sich durch Streit und Einengung in der Ehe ergeben haben. Dabei wird die von BECK konstatierte Paradoxie subjektiv offenbar so scharf nicht wahrgenommen. Die Autonomie in der alltäglichen Lebensgestaltung Alleinerziehender ist nach allen mir vorliegenden Daten nämlich objektiv nicht erweitert, eher eingengt durch die sozialen Standardzeiten der Berufsausübung und der die Kinder betreuenden Institutionen. Diese Standardzeiten sind es, die den Alltag Alleinerziehender (aber auch berufstätiger Mütter mit einem berufstätigen Ehepartner) unübersehbar strikt vorprogrammieren. Wenn angesichts dieser von den Institutionen ausgehenden Einengungen dennoch das persönliche Empfinden größerer Autonomie im Zeitbudget und in der gesamten Lebensführung so stark vorherrscht, dann ist dieses Paradox zusätzlich erklärungsbedürftig. Offenbar ist das subjektive Leiden unter personaler Einengung durch den Partner im Selbsterleben der Alleinerziehenden sehr viel schwerer zu ertragen als die erfahrene Einengung durch nicht-personale Zwänge; diese tangieren zwar den konkreten Alltag, weniger aber das Selbstkonzept der Befragten (vgl. Schleswig-Holstein-Studie, S. 82 ff.). Eine Erklärung hierfür bieten die kognitiven Selbstkonzepttheorien, wie z. B. HAUSSER sie referiert. Danach stabilisieren drei Elemente die Identität: Selbstwertgefühl, Selbsteinschätzung und interne Kontrollüberzeugungen. Die *internen Kontrollüberzeugungen* gelten in diesem Konzept als die wichtigste motivationale Quelle des Selbstkonzepts. Gemeint ist damit die durch Erfahrung erhärtete Überzeugung, auf Ereignisse und Gegebenheiten des eigenen Lebens selbst wirksam Einfluß nehmen zu können (KARL HAUSSER 1983, S. 46). Diese Überzeugung ist sehr viel wichtiger für das eigene Selbstkonzept und für das Selbstwertgefühl als isolierte Faktoren wie ökonomischer und sozialer Status. Wer anhaltend das Gefühl hat, wirksam auf das eigene Leben Einfluß nehmen zu können, ist demnach zufriedener, befindet sich wohler, ist zuversichtlicher als Menschen, die das Gefühl haben, nicht wirksam Einfluß zu haben auf die Gegebenheiten und Ereignisse ihres Lebens (ebd., S. 65). *Hohe interne Kontrollüberzeugungen zu haben, galt lange Zeit als ein typisches Merkmal männlicher Selbstkonzepte*, entstanden aus ihrer geschlechtstypischen Sozialisierung (ebd., S. 77). In der einschlägigen Literatur gelten als Beispiele für erloschene oder zu gering ausgeprägte interne Kontrollüberzeugungen zwei Gruppen: die Depressiven und die Frauen (ebd., S. 76). Denn beide Gruppen lassen (aus unterschiedlichen Gründen) vermissen, was den Selbstkonzept-Theoretikern als Ausdruck hoher interner Kontrollüberzeugungen gilt: Handlungsbereitschaft, Beharrlichkeit beim Verfolgen von Zielen, Unerschütterlichkeit, Erfolgszuversicht, Kompetenz in der

Bewältigung neuer Situationen, Verhaltenssicherheit (ebd., S. 92). Bezieht man diese Forschungsergebnisse zum Selbstkonzept, vor allem zur internen Kontrollüberzeugung, auf die empirischen Untersuchungen zum Selbstkonzept alleinerziehender Frauen, dann wird verständlicher, weshalb deren Selbstkonzept sehr viel positiver ausfällt, als ihre objektive materielle und soziale Lage vermuten ließe: Der hohe Zugewinn an persönlicher Autonomie stärkt ihre internen Kontrollüberzeugungen, denn sie haben nachweislich all das gezeigt, was Frauen vermeintlich fehlt: Beharrlichkeit, Unerschütterlichkeit, Kompetenz und Verhaltenssicherheit im Meistern einer schwierigen Lebenssituation. Für diese Alleinerziehenden gilt demnach, daß ihre internen Kontrollüberzeugungen weit über das hinausgewachsen sind, was als Ergebnis traditioneller weiblicher Sozialisation gesellschaftlich Frauen bislang zugeschrieben wurde: passiv einen vorgegebenen Lebensrahmen auszufüllen und den wirksamen Einfluß auf Gegebenheiten und Ereignisse des eigenen Lebens an den Ehemann zu delegieren, *nicht* wirksam *selbst* Einfluß zu nehmen auf die Gestaltung des eigenen Lebensverlaufs. Vor diesem Hintergrund ist auch die Tatsache, daß alleinerziehende Väter schneller neuer Partnerschaften eingehen als alleinerziehende Mütter ein interessanter Hinweis darauf, daß Frauen heute mit guten Gründen eher als Männer befürchten müssen, in einer neuen Partnerschaft den jetzt erreichten hohen „internal loc“ wieder zu verlieren, an Autonomie einzubüßen und so das alte Passivitätsklischee wieder erfüllen zu müssen, also schließlich den Depressiven wieder ähnlicher zu werden.

Angesichts der unübersehbar hohen materiellen Belastung Alleinerziehender, ihrer teilweisen sozialen Isolierung und ihrer Einengung durch schwer beeinflussbare Zeitstandards bei gleichzeitiger Ausweitung der internen Kontrollüberzeugungen ist aber auch eine Gefahr unübersehbar. Kontrollüberzeugungen können bei Männer wie bei Frauen umschlagen in „Kontrollillusionen“ (HAUSSER 1983, S. 92f.). Kontrollillusionen helfen zwar, erschöpfende, entmutigende, belastende Lebenssituationen ohne erhebliche Schädigung des Selbstwertgefühls zu überstehen. Sie können aber auch notwendige Korrekturen in der Lebensführung behindern; also verhindern, daß man sich mehr Entlastung politisch erkämpft oder wenigstens Ermutigung sucht, wo man sie braucht und auch finden könnte.

4. Erziehung durch Alleinerziehende. Folgen für Erziehung und Bildung von Kindern und Jugendlichen als Gegenstand öffentlichen Interesses

In meinem vierten und letzten Abschnitt werde ich mich im wesentlichen auf einige Aspekte beschränken, die nach meiner Auffassung in der sozialpolitischen und bildungspolitischen Debatte noch nicht intensiv genug in den Blick genommen werden. Pädagogen sollen sich auch dort, wo sie als Erziehungswissenschaftler und -wissenschaftlerinnen arbeiten, in erster Linie als Anwälte von Kindern und Jugendlichen verstehen, d. h. vor allem ihnen zu ihrem Recht verhelfen. Dieses Recht der Kinder ist unreißbar als Recht auf die bestmöglichen Bedingungen des Aufwachsens, auf bestmögliche leibliche und seelische Entwicklung und auf bestmögliche Bedingungen zur Entfaltung aller ihrer

Bildsamkeitspotentiale. Da zudem Ehe *und* Familie unter dem besonderen Schutz des Grundgesetzes stehen, muß solcher Schutz gerade auch für die Familie reklamiert werden, in denen ein Elternteil beide Elternrollen ausfüllt. Aus diesen Grundsätzen heraus ist neben den notwendigen steuerlichen, sozial- und tarifpolitischen Entlastungen der Ein-Eltern-Familien vordringlich der Einsatz von Familienpflegediensten sowie der Ausbau von pädagogisch gut konzipierten und gut ausgestatteten Ganztagschulen zu fordern, der Ausbau guter Kinderhorte, besser noch von Kinder- und Jugendhäusern, der Ausbau guter Kindertagesstätten. Solche Maßnahmen sind nötig, weil Alleinerziehende dringend Entlastung brauchen, sind aber auch nötig, weil auch in Zwei-Eltern-Familien, in denen beide Eltern berufstätig sind, ein solcher Entlastungsbedarf besteht.

4.1. Die Vergewaltigung kindlichen Zeiterlebens

Wie berichtet, unterliegen berufstätige Alleinerziehende (aber nicht nur sie) *und ihre Kinder* straff standardisierten Zeitrhythmen, strukturiert durch Berufstätigkeitsnormen. HEINEMANN/LÜDES haben in einem Beitrag zur „Soziologie des Alltags“ darauf hingewiesen, daß solche normierten Zeitstrukturen große sozialisierende Kraft haben, ja daß sie mit ihrem Wechsel von „Arbeit“ und Arbeitsbelohnung mit „Freizeit“ ein modernes Korrelat innerweltlicher Askese geworden zu sein scheinen. Standardisierung und Ritualisierung der Zeitverwendung wird daher von den meisten Erwachsenen offenbar nicht nur als Zwang, sondern auch als Entlastung erlebt. Entlastend wirkt hier vor allem die Anpassung an das verbindliche „periodische Muster des sozialen Lebens“, die schon für sich genommen Rechtschaffenheit beweist und das Individuum seines sozialen und sittlichen Wertes versichert (HEINEMANN/LÜDES 1978, S. 229f.).

Auch Kinder brauchen klare Zeitstrukturen, die standardisiert und ritualisiert genug sind, um ihnen das notwendige tröstliche Gefühl zu geben, daß nicht nur die Welt, sondern daß auch sie selbst in dieser Welt „in Ordnung“ sind. Doch darf die kindliche Zeitstruktur mit ihrer wundersamen Befriedigung an der zuverlässigen Wiederkehr des Immer-Gleichen nicht verwechselt werden mit den normierten Zeitstrukturen der modernen Industriegesellschaft.

Kindliches Zeiterleben braucht vielmehr viel Zeit, Zeit für die leiblich-sinnlichen Erfahrungen von Welt (MOLLENHAUER 1986, S. 89). Die vorzeitige Anpassung der Kinder an die Zumessungen, die die Uhr der Berufstätigen ihrem Zeiterleben und Zeitbewußtsein antut, bringt sie in eine fatale Bedrängnis deshalb, weil sie zu früh erleben, daß das oftmals nicht meßbare Zeitmaß ihrer inneren Welt störend ist, daß dafür angesichts der Zumessungen der äußeren Zeitstandards anständigerweise nur die „Freizeit“ genutzt werden darf. Das aber ist die Erwachsenen-„freizeit“, nicht aber die freie Zeit, die das Kind braucht, um sein Verhältnis zur Welt leiblich-sinnlich in Ruhe zu erfahren. Besonders für kleinere Kinder darf eine Aufbewahrungsstrategie in Erziehungsinstitutionen deshalb nicht die ultima ratio sein.

Aus der pädagogischen Sicht einer an die Öffentlichkeit gerichteten anwaltlichen Berufsethik aber scheinen mir darüber hinaus grundsätzliche Überlegungen und Perspektivskizzen angebracht. Sie betreffen nicht nur die Überfremdung kindlicher Zeitrhythmen, sie betreffen auch den erzieherischen Wert familialer, vor allem geschwisterlicher Lebensformen; sie betreffen schließlich die Identifikationen der Kinder mit dem Väterlichen oder dem Männlichen.

4.2. Das Fehlen geschwisterlicher Lebensformen

Die erzieherische Funktion familialer Lebensformen tritt in der von mir herangezogenen neueren empirischen Literatur über Alleinerziehende in einem so ausgeprägten Maß hinter Fragen der Alltagsbewältigung, der Versorgung und Betreuung der Kinder, zurück, daß man fast den Eindruck gewinnt, die Familie hätte den Anspruch, an der *Erziehung* von Kindern, ja vielleicht sogar an ihrer *Bildung* wesentlich mitzuwirken, schon lange aufgegeben. Aus pädagogischer Sichtweise ist damit ein gravierender Sachverhalt angesprochen. KLAUS MOLLENHAUER, der die Familie als „konkretes Sozialverhältnis“, als „Haushaltung“ meint, formuliert seine pädagogische Anfrage an familiäre Lebensformen paradigmatisch wie folgt: „Wie schaffe ich eine Lebensform, die die Bedürfnisse des Kindes, seine Würde nicht verletzt, sondern respektiert; die sittliches Handeln möglich macht ohne Zwang; also letzten Endes auf die Einsicht sich gründen kann; die geistig-seelische Tätigkeit, also die Produktivität des Kindes belebt, die dies alles durch eine Sozialform ermöglicht, die zugleich Modell für Lebensformen überhaupt sein kann? In kurzer Formel ausgedrückt: Wie sieht eine pädagogisch verantwortbare Lebensform aus, wie müssen wir rechtes Leben den Kindern gegenüber repräsentieren?“ (MOLLENHAUER 1983, S. 74).

Diese Lebensform zu *schaffen*, in der sittliches Handeln möglich ist ohne Zwang, in der rechtes Leben den Kindern gegenüber repräsentiert werden kann, in der vor allem auch die Produktivität des Kindes vielfältig belebt wird, kurz: eine Form sozialen Lebens zu schaffen, die das leisten könnte, was Familie zu leisten hätte (aber selten genug je geleistet hat), wird eine der Zukunftsaufgaben für die pädagogische Profession sein müssen. Dabei geht es nicht um einen Ersatz für die kaum ersetzbare Intimität der Mutter-Kind-Dyade. Unser modernes Wissen um die Bedeutsamkeit der Mutter-Kind-Beziehung – ein zum Alltagswissen gewordenes Ergebnis psychoanalytischen und sozialisationstheoretischen Wissens – hat ältere Bestandteile solchen Alltagswissens aus der familienpädagogischen Diskussion fast völlig verdrängt. Wir vergessen nämlich, daß die Lebensform Familie historisch immer mehr war als die Reduktion auf eine 3–4-Personeneinheit, wie sie heute als Familie gedacht wird. Damit ermangeln wir heute der Phantasien von einer Lebensform, die ich verkürzend als *geschwisterliche Lebensform* bezeichnen möchte. Ihr Sinn war es – im Unterschied zum Gleichaltrigengruppenkonzept –, daß Kinder mit älteren und jüngeren Kindern, Geschwistern, auszukommen hatten in einer intimen Alltagssituation. Geschwisterliche Lebensform, das bedeutet: sich solidarisieren mit älteren und/oder jüngeren Kindern gegen die Eltern als

Repräsentanten der Erwachsenenwelt; bedeutet aber auch zu rivalisieren, sich zu behaupten; bedeutet schließlich Neidgefühle zu erleben und zu überstehen, bedeutet Erfahrungen gegenseitiger Unterstützung und gegenseitiger Verletzung zu machen, unabhängig von den Eltern. Geschwisterliche Lebensformen zu schaffen heißt, sie in pädagogischen Handlungsfeldern herzustellen. Das wäre als ein Ergebnis öffentlicher, verantwortlicher sozialer Suchbewegungen notwendig, wenn wir verhindern wollen, daß die monadenhafte Vereinzelung der Kinder zur schlechten Normalität wird. Geschwisterliche Lebensformen im Kinderalltag zu organisieren oder – wo sie bereits entstehen – zu stärken, könnte auch dazu verhelfen, Kinder besser vor der emotionalen Ausbeutung durch Eltern zu schützen.

4.3. Die Notwendigkeit triangulierender Beziehungen für die autonome Entwicklung des Kindes

THOMAS ZIEHE hat sich in seinen Arbeiten u. a. mit der Frage beschäftigt, welche Folgen es für Kinder und Jugendliche haben kann, wenn sie zur emotionalen Stabilisierung ihrer Eltern zu früh herangezogen werden. Wo ein Kind zu oft Bedürfnisse nach Zärtlichkeit, Zuwendung, Anlehnung bei seinen Eltern stillen muß, entsteht für das Kind eine Situation, die es seelisch belastet, weil es zu früh lernt, seine eigenen oft ambivalenten Gefühle zu verleugnen und statt dessen nur noch das fühlt, was es zur Befriedigung der Bedürfnisse der Eltern fühlen soll. Solche schlechten Symbiosen finden sich überall dort, wo Erwachsene sich zu sehr von der emotionalen Kraft der Kinder ernähren; sie sind als wichtigste Ursache neurotisch-narzißtischer Schädigung erkannt (A. ZIEHE 1975, 1982; H. KOHUT 1976, 1981). Sie finden sich überall dort, wo das familiäre Klima ambivalente Gefühle (also deutliche Gefühle zeitweiliger Abneigung) nicht zuläßt, wo also entweder theatralische oder depressiv getönte Beziehungsregeln vom Typus „Du bist der Sinn meines Lebens, ohne dich kann ich nicht sein“ vorherrschen. Die Gefahr, daß es gerade auch in Ein-Eltern-Familien zu symbiotischen Beziehungsarrangements kommt, die die seelische Autonomie des Kindes verletzen, kann nicht gelegnet werden. Dies gilt auch dort, wo Kinder mit ihren Müttern allein und isoliert zusammenleben.

Bei MICHAEL ROTHMANN fand ich einen interessanten Hinweis auf die bedeutsame Funktion der zumindest symbolischen Repräsentanz des Vaters für das Kind. In einem von ANNA FREUD und D. BURLINGHAM mitgeteilten Fall erfand sich ein Junge (der in einer guten Beziehung mit seiner Mutter vaterlos aufwuchs) einen Phantasievater, mit dem er offenbar viel redete. Manchmal war der Vater „die Verkörperung von allem Guten in der Welt“, manchmal verkörperte der Vater „die Reparatur von allem, was kaputt war“, jedenfalls führte der kleine Bob den Vater immer dann ins Feld, wenn er über das, was er tun oder lassen sollte, mit seiner Mutter uneinig war (ROTHMANN 1981, S. 165f.). Seine Mutter hatte keine Schwierigkeiten, Bob seine hilfreichen Phantasiebildungen zu lassen, sie erwies sich dadurch als nicht symbiotisch bindend, sondern unterstützte das Streben des Kindes nach einer Beziehung zu

einem relevanten Dritten, der anders ist als die Mutter. Beziehungen zu einem relevanten Dritten eingehen zu können, ist sowohl aus psychoanalytischer wie auch aus kognitionspsychologischer Perspektive die Grundlage für eine stabile Autonomieentwicklung des Kindes. Denn nur dadurch kann das Kind einen Wechsel seiner sozialen Perspektive angstfrei einüben. Die Wahrnehmung eines relevanten und von der Mutter deutlich unterscheidbaren anderen vermittelt dem Kind eine konturierte Wahrnehmung seiner selbst und der es umgebenden Personen, stärkt also die Selbststruktur des Kindes. Autonomieentwicklung von Kindern ist demnach auch angewiesen auf Begegnungserlebnisse mit von der Mutter und vom Weiblichen deutlich unterscheidbaren anderen, männlichen Aktionstypen, vor allem mit solchen Aktionstypen, die für das Kind das Prinzip des Väterlichen verkörpern können. Dies gilt für alle Kinder, nicht nur für die Kinder Alleinerziehender. Für viele Kinder aber sind reale Begegnungen mit den Aktionstypen des Väterlichen heute nur noch begrenzt möglich, sei es, daß der Vater nur noch wenig innerhalb der Familie in Erscheinung tritt, sei es, daß er – wie bei vielen Ein-Eltern-Familien – in der Familie gänzlich fehlt. Die Aktionstypen des Männlichen, die Kindern heute begegnen, sind allzu oft nur noch medial vermittelt über das Fernsehen oder Videofilme. Und hier begegnen ihnen überwiegend höchst problematische Bilder des Männlichen. Sicher ist der Vater, wenn – und nur wenn – er ein väterlicher Vater ist, der ideale Kern triangulierender Beziehungen für Kinder. Aber auch andere relevante Dritte können an die Stelle des Vaters treten, wie der von ANNA FREUD und D. BURLINGHAM berichtete Fall zugespitzt zeigt. Besser als Phantasiegestalten sind Begegnungen mit real erfahrbaren Aktionstypen des Männlichen für Kinder. Daran können nicht nur Jungen, sondern vor allem auch Mädchen ihre Selbststruktur besser konturieren. Günstig wäre deshalb aus pädagogischer Perspektive, den Anteil männlicher Lehrer, Erzieher in Kindergärten, den Anteil der sozialpädagogischen Betreuer in Jugend- und Kinderhäusern und in Kinderhorten energisch zu erhöhen, damit Kinder verstärkt an solche relevante Dritte und andersartige Aktionstypen ihre Identifikationsphantasien, ihr Begehren nach Erfahrung mit dem Väterlichen heften können. Damit ist nicht ausgeschlossen, sondern ausdrücklich einzuschließen die weitergehende Forderung: daß Frauen künftig ihre männlichen Seiten ohne Schuldgefühle ebenso wie ihre weiblichen Seiten entwickeln können, und daß Männer in gleicher Weise neben ihren männlichen Anteilen auch ihre weiblichen Anteile entwickeln. Wenn wir das nicht schaffen, werden wir es auch nicht schaffen, in partnerschaftlichen neuen oder wiedergewonnenen älteren Lebensformen rechtes Leben beider Geschlechter miteinander für Kinder zu repräsentieren.

Literatur

- ANALYSE DER LEBENSITUATION VON ALLEINERZIEHENDEN IN SCHLESWIG-HOLSTEIN. Gutachten im Auftrag der Parlamentarischen Staatssekretärin für Familie und soziale Verbände im SOZIALMINISTERIUM DES LANDES SCHLESWIG-HOLSTEIN. Kiel 1986.
- BECK, U.: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankf. 1986.

- GÄBE, S./LÜSCHER, K.: Die Ökologie von Familien. In: Zeitschrift für Soziologie 14 (1985), H. 1, S. 13–27.
- GASTAGER, H. S.: Die Fassadenfamilie. München 1973.
- GUTSCHMID, G.: Kind und Beruf. Alltag alleinerziehender Mütter. Weinheim/München 1986.
- HEINEMANN, K./LÜDES, P.: Zeitbewußtsein und Kontrolle der Zeit. In: HAMMERICH/KLEIN (Hrsg.): Materialien zur Soziologie des Alltags. Opladen 1978, S. 220–243.
- KÖNIG, R.: Materialien zur Soziologie der Familie. Köln 1974.
- KOHUT, H.: Narzißmus. Frankfurt 1976.
- KOHUT, H.: Die Heilung des Selbst. Frankfurt 1981.
- LANGER, I.: Familie im Wandel. In: Frauenforschung. Hrsg. v. INSTITUT FRAU UND GESELLSCHAFT. 1987, H. 1–2, S. 165–188.
- MOLLENHAUER, K.: Vergessene Zusammenhänge. München 1983.
- MOLLENHAUER, K.: Umwege. Weinheim/München 1986.
- NAPP-PETERS, A.: Ein-Elternteil-Familien. Soziale Randgruppe oder neues familiales Selbstverständnis? München ²1987.
- NEUBAUER, E.: Alleinerziehende Mütter und Väter – Eine Analyse der Gesamtsituation. (Schriftenreihe des Bundesministers für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit. Bd. 219.) 1988. Nach Drucklegung erschienen.
- RABE-KLEBERG, U./ZEIHER, H.: Kindheit und Zeit. In: Zeitschrift für Sozialisations- und Entwicklungsforschung 4 (1984), H. 1, S. 29–43.
- ROTHMANN, M.: Der Vater der frühen Kindheit – ein strukturbildendes drittes Objekt. In: BITTNER, G. (Hrsg.): Selbstwerden des Kindes. Felbach 1981, S. 160–172.
- SCHULZE, H.-J.: Thesen zur Familienstruktur als Kultur je einzelner Familien. Unveröff. Ms. Berlin 1986.
- SPREY-WESSING, T.: Trennung der Eltern – Betroffenheit der Kinder. In: Theorie und Praxis der sozialen Arbeit 33 (1982), H. 3, S. 105–113.
- SWIENIEK, CH.: Alleinerziehende – Familien wie andere auch? Zur Lebenssituation von Ein-Eltern-Familien. Bielefeld 1984.
- WAGNER-WINTERHAGER, L.: Frauen in der Familie. Ein sozialgeschichtlicher Überblick. In: Religionsunterricht 1 (1987), S. 2–10.
- ZIEHE, TH.: Pubertät und Narzißmus. Frankfurt/Köln 1975.
- ZIEHE, TH.: Plädoyer für ungewöhnliches Lernen. Ideen zur Jugendsituation. Reinbek 1982.

*Abstract**Single Parenting.**Changes in Family Structures and their Impact on the Upbringing and Education of Children and Adolescents – A Topic of Public Interest*

Proceeding from an analysis of recent empirical studies on the situation of single parents, the author traces the apparent contradiction of a high level of stress and strain on the one hand and a high potential of satisfaction on the other. The author concentrates on the situation of single women with children, a group that constitutes 86% of all single parents. Sociopolitical and educational measures are proposed and it is urgently requested to give the same weight to the tasks of the education and upbringing of children and adolescents in single-parent families as compared to the attention received by the methods of intervention that dominate the present discussion.

Anschrift der Autorin:

Dr. Luise Wagner-Winterhager, Schildweg 16, 3400 Göttingen.